

■ Elfenbeintürmische Mauern und topfebenes Berlin – Ein Gespräch mit dem Schweizer Afrikahistoriker Albert Wirz

Albert Wirz ist Historiker und Journalist. Er leitete in Zürich das Magazin des Tages-Anzeigers und war dort an der Universität Privatdozent für neuere Geschichte (Geschichte und Politik Afrikas). In seinen Büchern und Aufsätzen hat er sich sowohl mit »klassischen« Themen der Kolonial- und Wirtschaftsgeschichte Afrikas befaßt als auch immer wieder sozialanthropologisch angeleitete Fragestellungen etwa zur kolonialen Küche, zur Lektüre völkerkundlicher Photographien und in jüngster Zeit zur Erfindung des Urwaldes verfolgt. 1993 wurde Albert Wirz an die Humboldt-Universität in Berlin berufen. Sein neustes Buch, »Die Moral auf dem Teller« (1993), handelt von Leben und Werk des großen Schweizer Arztes und Pioniers der gesunden Ernährung Maximilian Oskar Bircher-Benner. Mit Albert Wirz sprach Gesine Krüger.

35

Es gibt nur sehr wenige Professuren für afrikanische Geschichte in der Bundesrepublik, ist das ein Indiz der allgemeinen Irrelevanz Afrikas für Europa?

Nein, natürlich nicht der Irrelevanz Afrikas. Es ist eine Spiegelung der Entwicklung der historischen Wissenschaften in Deutschland. Die Geschichte ist hier noch die Gefangene des 19. Jahrhunderts, des nationalstaatlichen Denkens. Geschichte in Deutschland ist vor allem Deutsche Geschichte, wie ich mit Verblüffung feststelle. An einer amerikanischen Universität wäre das anders und nicht ohne Stolz sage ich, daß es auch in der Schweiz anders wäre, aber das ist letztendlich das Resultat einer historischen Entwicklung.

Die Afrika-Historiker der DDR sind bis auf wenige Ausnahmen nicht in den Seminaren an den Universitäten der Bundesrepublik behandelt worden. Wie war das in der Schweiz?

Für mich waren die Bücher von Stoecker und die Literatur, die Ende der 60er Jahre erschienen ist, Augenöffner. Sie haben uns eine ganz neue Welt erschlossen und das ist eigentlich merkwürdig, denn die DDR war ja ein Land, das sich auch abgeschottet hat nach außen. Zu den Leuten, die für uns damals wichtig waren würde ich zählen, diejenigen, die mit Stoecker zusammengearbeitet haben, Horst Drechsler, der über Süd-West-Afrika gearbeitet hat, und auch Thea Büttner, denn sie hat in ihren Arbeiten auch etwas Ethnologisches in die Geschichte gebracht. Ich konnte ihr dann nicht folgen in ihrer Position in der Feudalismusdebatte. Aber die Arbeiten, die sie selbst gemacht oder angeregt hat, waren sehr wichtig. Was ich jetzt hier in Berlin merke, ist, daß für die DDR selbst Walter Markov eine eminent wichtige Rolle gespielt hat, und das ist etwas, was ich von außen nicht so nachvollzogen habe. Aber hier scheint einfach Markov die große Integrationsfigur gewesen zu sein, der Mann, der viel angeregt hat, auch für eine Weltoffenheit letztlich der DDR stand. Ich habe mich dann persönlich stärker an sozialanthropologischer Literatur orientiert, an den kulturalanthropologischen Debatten, die in

Amerika geführt wurden, und die späte DDR-Geschichtsschreibung war dann doch recht autistisch und provinziell, ein Gutteil wie die BRD-Geschichtsschreibung.

Neben der immer noch wichtigen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Afrikas scheint sich im Fach etwas Neues abzuzeichnen. Auf der einen Seite entwickelt sich eine »Weltkulturgeschichte«, bei der Fragen, Methoden und Erkenntnisinteressen unabhängig davon sind, ob es sich um einen Berliner Hinterhof oder um ein afrikanisches Dorf handelt, andererseits gibt es die von der Sprachwissenschaft und Ethnologie mitgestaltete Diskussion, die in einem »Fremde sind wir uns selbst« gipfelt. Bei beiden Richtungen löst sich das »konkrete Afrikanische« auf.

36

Das führt mich zu meinem Identitätsproblem. Ich wurde hier ernannt zum Professor für die Geschichte Afrikas, und das ist mir weitaus lieber als Professor für afrikanische Geschichte, denn nimmt man das Adjektiv, hat man bereits das Gefühl, es gibt etwas spezifisch afrikanisches. Ich denke dagegen, die große Aufgabe heute ist es, die Afrikgeschichte als Geschichte in Afrika zu begreifen und afrikanische Geschichte als zeitgenössisch zu unserer Geschichte zu betreiben. Dann löst sich in der Tat die scharfe Grenzziehung zwischen hier und dort auf, es löst sich auch die Grenzziehung zwischen traditionell und modern auf, die man früher gemacht hat. Man sieht jetzt sehr deutlich, daß die Kategorien, mit denen man früher die Geschichte und die Welt zu erklären versuchte, Konstruktionen sind und ideologisch vorbelastete Begrifflichkeiten.

Sie begrüßen also diesen Trend?

Ja unbedingt. Ich denke auch, nur das erlaubt einem Fachgebiet wie der afrikanischen Geschichte, aus der Marginalität herauszutreten. Fragen, die afrikanische Historikerinnen und Historiker gestellt haben, sind Fragen, die letztlich auch uns hier berühren. Fragen nach Identität, nationaler Identität, Ethnizität werden in Afrika gestellt und sie werden in Europa gestellt. Und es ist das Faszinierende an der jetzigen wissenschaftlichen Konstellation, daß in der Tat über die Fachgrenzen hinaus so etwas wie ein Gespräch stattfindet oder in Ansätzen vorhanden ist. Ich denke, hier haben vor allem die Göttinger um Medick und Lüdtke sehr große Vorarbeit geleistet, und dafür habe ich die größte Bewunderung. Ich denke, das ist eigentlich der Weg, den unsere Wissenschaft beschreiten müßte, und das Interessante ist dabei, daß die in der Fachwissenschaft wirklich wegweisenden Persönlichkeiten das ja auch immer ansprechen. Lepenies hat vor kurzem in seiner kleinen ZEIT-Kolumne gesagt, man müßte stärker auf sozialanthropologische Fragestellungen in den Sozialwissenschaften zurückkommen. Ja meine Güte, das ist wunderbar, aber das versuchen die Afrikahistoriker seit Jahrzehnten zu machen. Und es ist wahrscheinlich unsere Aufgabe, die Fragestellungen, die Methoden, die wir entwickelt haben, in die allgemeine Geschichtswissenschaft hineinzutragen.

Afrikanische Kolleginnen und Kollegen könnten gegen solch ein Konzept einwenden, daß sich dabei die Machtverhältnisse verwischen. Wenn man sagt, Ethnizität in Afrika und Ethnizität in Europa sind ähnliche Phänomene, wir müssen die Fächergrenzen und auch Länder überschreiten, besteht dann nicht die Gefahr, das »postkoloniale« Machtgefälle unter den Tisch fallen zu lassen?

Wenn Sie Ethnizität untersuchen, dann kommen Sie ja nicht darum herum, auch Machtfragen zu stellen. Das ist ja gerade eine Erkenntnis auch der Forschung der letzten Jahre. Ethnizität, also ethnische Gemeinschaftsgefühle, sind nicht etwas Traditionelles, einfach gegebenes, sondern es ist etwas »Gemachtes«. Und damit etwas entsteht, braucht es Menschen, die etwas wollen, die etwas durchsetzen können, und es braucht Menschen, die dem dann Folge leisten. Automatisch wird man also immer die Machtfrage auch stellen müssen. Vielleicht ist es in der Tat ein Defizit, daß die Beziehungen zwischen dem Norden und dem Süden, Fragen, die die Diskussionen in den 70er Jahren bestimmt haben, momentan etwas aus dem Interessenzentrum gerückt sind. Ich habe da momentan keine Antwort. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß die Erklärungsansätze, die man in den 70er Jahren hatte, oder die man glaubte, in den 70er Jahren zu haben, sich totgelaufen haben und sehr wenig gebracht haben. Daher auch die Wegwendung von der Ökonomie und die stärkere Hinwendung zur Kultur und die Versuche, die jeweiligen Gesellschaften stärker aus sich selbst heraus zu verstehen.

Man kann sagen, daß in den 70er Jahren, als die Dritte Welt-Forschung und -Bewegung geboomt hat, die »Dritte Welt« immer fremd geblieben ist. Jetzt tauchen überall »ethnische« Haarsalons auf, afrikanische Restaurants, Ethnomusik, usw. und die bundesrepublikanische Gesellschaft ist plötzlich viel stärker mit Afrika konfrontiert und eignet es sich auch stärker an.

Da habe ich auch meine Fragezeichen. Ich bin einfach nicht sicher, was die Leute sich aneignen. Wie bin ich auf die Frage gestoßen? Ganz banal durch ein Seminar, das ich in Zürich über Formen des alltäglichen Widerstandes gehalten habe. Die Studierenden haben Arbeiten auch über Reggae-Musik geschrieben, und da habe ich zum ersten Mal bewußt und kritisch wahrgenommen, was Reggae-Musik, die ja hier von sehr vielen Leuten rezipiert wird, eigentlich sein könnte. Diese Leute finden Reggae etwas dolles, wenn man aber die Texte liest, sind diese ja eigentlich ähnlich wie Texte aus einer evangelikalen Gemeinde, mit der man in der eigenen Gesellschaft in der Regel eher weniger zu tun hat. Offensichtlich werden die Texte aber nicht wie evangelikale Predigten wahrgenommen. Es wird etwas anders wahrgenommen und die Frage ist dann, was? Was wird eigentlich wahrgenommen und was geht von einer Kultur in die andere über? Wo finden Kulturtransfers statt und wo die Rückwirkungen, und auch da habe ich nur Fragezeichen, vorläufig.

Aber vielleicht haben die Leute, die hier Reggae hören, die wahre Botschaft des Reggae gerade verstanden.

Und die wäre?

Man singt zwar »Wir dienen Dir, Löwe von Zion«, aber im Grunde zählt das Tanzen und nein zu sagen. Man meint etwas Antiautoritäres...

Ja, aber es vermischen sich die beiden Elemente, das Autoritäre und das Antiautoritäre. Die predigthafter Inhalte sind nicht nur widerständig, sondern auch moralische Belehrungen darüber, wie man ein richtiges Leben führen sollte und das hat ja mit Widerstand

sehr wenig zu tun. Es hat mit Widerstand nur insofern zu tun, als es sich gegen eine Gesellschaft wendet, für die die Gewinnakkumulation an erster Stelle steht. Insofern ist es auch Widerstand.

Im Grunde sind doch alle revolutionären Bewegungen hoch moralisch.

Richtig. Aber es ist doch merkwürdig, daß man das nicht wahrnimmt, in der Phase, in der man sich mit diesen Bewegungen identifiziert und sich ihnen nahe fühlt. Erst aus der Nachsicht wird man gewahr, daß man ja letztlich eine Forderung nach einer moralischen Lebensweise, nach Ordnung, nach Grenzen erhebt. Im Moment der Revolte, der Rebellion ist es aber ein Aufbegehren gegen Grenzen. Womit wir bei Bircher-Benner wären.

38

Sie haben ein Buch über Bircher-Benner geschrieben, 1984 hatten sie bereits einmal über Essen geschrieben, über die koloniale Küche in Kamerun. Wie sind sie von Kamerun zu Bircher-Benner gekommen?

Mein Interesse für Bircher-Benner hat eigentlich zwei Wurzeln. Einerseits geht es mir darum zu zeigen, wie im Alltäglichen Ordnungen konstituiert werden. Das betrifft auch das Essen, denn das Essen ist nicht nur ein physiologischer Akt, sondern, wie wir alle wissen, ein sozialer Akt und damit ein Akt, der Ordnung schafft. Mich interessieren eigentlich alle Dinge, die unterhalb der großen heroischen staatsmännischen Taten und der großen ideologischen Welterklärungen geschehen. Das ist das eine und das andere ist die Widersprüchlichkeit, daß etwas, das auf den ersten Blick fortschrittlich aussieht, sehr konservativ sein kann, und etwas, was konservativ zu sein scheint, letztendlich fortschrittlicher sein kann als das, was zu einer bestimmten Zeit als fortschrittlich deklariert wird. Also konkret, Bircher-Benners Ernährungslehre wendet sich gegen die wissenschaftlich begründete Ernährungslehre des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Er ist verwurzelt in einer ganz alten konservativen Medizintradition, ist aber mit seinen Erklärungen spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg als modern erkannt worden. Das, was er gepredigt hat, ist von der Schulmedizin nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem bestimmten Teil als richtig erkannt worden. Diese Widersprüchlichkeit - Fortschritt, der eigentlich Rückschritt sein kann, und Rückschritt, der Fortschritt sein kann - diese Ambivalenzen interessieren mich.

Was im Alltäglichen Ordnung schafft, das haben sie in dem Aufsatz »Essen und Herrschen. Zur Ethnographie der kolonialen Küche in Kamerun vor 1914« (Genève-Afrique XXII, 1984, 2) auch bearbeitet, aber anhand der kolonialen Küche. Wenn man sich noch einmal auf die Geschichte Afrikas bezieht, war dieser Aufsatz ein Postulat, sich noch einmal mit der Kolonialgeschichte und das heißt mit der Geschichte der Kolonialherren zu befassen?

Man könnte dasselbe natürlich auch mit der afrikanischen Küche, den afrikanischen Küchen zu zeigen versuchen. Es gibt ja die Untersuchungen von Jack Goody und anderen über afrikanische Küche. Aber der Ansatz war ja umgekehrt, mir ging es darum, Erkenntnisse, die in der Sozialanthropologie erarbeitet worden sind, auf unsere Gesellschaft zu übertragen. Die Sozialanthropologie ist schon längst auf die Idee gekommen,

daß Essen eine Ordnungsmacht ist und das hat man an afrikanischen Gesellschaften sehr schön demonstriert, z.B. anhand von bestimmten Gruppen, die bestimmte Dinge meiden im Speiseplan. Mein Bemühen war es letztlich, das auf unsere Gesellschaft zu übertragen. Ihre Frage hat noch einen zweiten Aspekt. Soll man sich nochmals mit den kolonialen Herren beschäftigen? In der Tat denke ich, es ist sehr wichtig, daß man sich nochmals neu oder weiterhin mit den kolonialen Herren beschäftigt, aber nicht im Sinne der Kolonialgeschichte, sondern im Sinne der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen sozialen Gruppen innerhalb einer afrikanischen Landschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt mit dem spezifischen Machtgefälle, das der kolonialen Gesellschaft eignet. Zum Beispiel haben wir jetzt einen Antrag bei der DFG laufen, für ein Forschungsprojekt, das sich mit der Genealogie des modernen afrikanischen Staates am Beispiel von Tansania und Kenia beschäftigt. Unser Ziel ist es, die koloniale Elite und die einheimischen *Cultural Brokers* genauer unter die Lupe zu nehmen, in der Vermutung, daß sich in der gegenseitigen Beeinflussung, in der gegenseitigen Wahrnehmung und in der Zusammenarbeit letztlich jene sozialen Gruppen und Verhaltensweisen konstituiert haben, die heute den nachkolonialen modernen afrikanischen Staat prägen. Und wenn man den afrikanischen Staat begreifen will, ist es unbedingt notwendig, daß man diese kolonialen Eliten nochmals genau unter die Lupe nimmt. Auch um zu zeigen, wie damals Herrschaft als soziale Praxis geübt wurde, wie Herrschaft in den Körper eingeschrieben wurde, denn damals wurden die Strukturen gelegt, die heute die Gegenwart mit bestimmen.

Kann man nicht einwenden, daß hier die alte Überschätzung der Kolonialherren droht, die ja selbst ihre Identität verlieren oder verändern, immer zwischen der Angst, verschlungen zu werden und der Phantasie, sich alles untertan machen zu können. Es ist ja interessant zu gucken, wie sehr die Kolonialherren Afrikaner werden.

Natürlich ist die Kolonialgesellschaft nicht einfach die Übertragung einer europäischen zeitgenössischen Gesellschaft in ein fremdes Gebiet, sondern sie ist etwas völlig Neues. In der gegenseitigen Beeinflussung der verschiedenen sozialen Gruppen, in der gegenseitigen Wahrnehmung und Spiegelung, kann man, denke ich, zeigen, was an Neuem wirklich entsteht. Das ist keine Fortsetzung der Kolonialgeschichte. Es geht nicht darum, herauszufinden, ob es den Kolonialherren darum gegangen ist, europäische Ideen nach Afrika zu transponieren und auch durchzusetzen, um dann die Distanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu messen. Es geht vielmehr darum, herauszufinden, was in der alltäglichen Realität oder zumindest in den Köpfen der Leute passiert ist. Jetzt, in diesem konkreten Forschungsprojekt geht es darum, die Biographien der afrikanischen *Cultural Broker* überhaupt sicher zu stellen und das ist letztlich auch eine Sicherung von Wissen, das verloren geht. Bisher ist in der älteren kolonialen Geschichte die Individualität der handelnden Menschen, zumindest auf der afrikanischen Seite, sehr oft unterschätzt worden. Man hat sich mit Ausnahmen, mit sehr vielen Ausnahmen, nicht so sehr um das Biographische dieser Leute gekümmert und das ist eine der Aufgaben, die wir uns stellen. Auch wenn wir etwas über die aktuelle Notsituation von Millionen und Abermillionen von Menschen verstehen wollen, kommen wir nicht darum herum, die historische Herleitung, die historische Begründung der staatlichen Strukturen so sorgfältig wie möglich zu untersuchen. Und das, wie ich glaube, Interessante an dem Ansatz,

den wir in diesem Projekt durchzuführen versuchen, ist, daß wir eben das Handeln, das Denken der Leute im Alltag stärker in den Vordergrund stellen und auch das nicht kontrollierte, unbewußte; kulturell vorgeprägte Verhalten, das sich nicht in den großen Reden niederschlägt oder in Gesetzessammlungen. Und letztlich geht es auch um Dinge, die sich nur noch in Photographien spiegeln und niederschlagen. Das Verhalten der Leute, die Art, wie sich selbst darstellen, auch diese Arten von Quellen versuchen wir zu nutzen.

Sie haben schon vor 10 Jahren geschrieben, daß es an der Zeit ist für das Fach, nicht mehr auf der Stelle zu treten. Hat es seit 1984 einen Aufbruch gegeben?

40

Außer in Deutschland spricht man ja nirgends mehr von Kolonialgeschichte. Man betreibt z.B. afrikanische Geschichte oder asiatische Geschichte. Man studiert die kambodschanische Geschichte in der Zeit des späten 19. Jahrhunderts, also in der Zeit der kolonialen Fremdherrschaft, oder in der Gegenwart. Hier muß man in Deutschland immer noch gegen solche Begrifflichkeiten anrennen. Aber was ich beobachte ist, daß die gegenseitige Beeinflussung von Sozialanthropologie und Geschichtswissenschaft doch sehr stark vorangeschritten ist und daß die Diskussionen einfach offener sind, da hat sich sehr viel bewegt. Und v.a. die Professionalisierung der afrikanischen Geschichtsschreibung, die hier eingetreten ist, ist doch beeindruckend. Als ich Ende der 60er Jahre meine Dissertation gemacht habe, mein Gott, wie haben wir dilettiert! Die Leute, die jetzt hier Dissertationen schreiben, oder an ihren Habilitationen sitzen, sind doch sehr viel besser ausgebildet, besitzen größere Sprachkenntnisse, haben mit ethnologischen Methoden gearbeitet... Ein großer Vorteil des Studiums am Afrika-Institut hier in Berlin ist im übrigen, daß man zumindest eine afrikanische Sprache lernt, sich also nicht nur mit Geschichte, sondern auch mit Sprach- und Literaturwissenschaft beschäftigt. Das hat seine historischen Gründe. Das Institut war immer stark sprachwissenschaftlich-linguistisch orientiert, und wir versuchen nun, dieses in eine sozialwissenschaftlich-geisteswissenschaftliche Ausbildung zu integrieren. Wir wollen also Sprachwissenschaft nicht trennen von der Geschichte und die Geschichte nicht trennen von der Sprachwissenschaft, und das finde ich wirklich was sehr Gutes. Wir werden dann nach einigen Jahren die ersten Ergebnisse sehen. Die Studenten werden sprachfertiger sein und weniger fremd in der Umgebung, in der sie arbeiten.

Gibt es noch andere »Erbstücke« aus der DDR-Vergangenheit?

Es wurde eine neue Studienordnung aufgestellt. Wir haben uns radikal abgewendet vom bisherigen Aufbau des Studiums. Das Studium baut sich jetzt eher so auf, wie es der Humboldt-Tradition entspricht. Man lernt in Seminaren, und die Studierenden haben die Gelegenheit, durch eigene Auseinandersetzung mit den Quellen und eigenes Arbeiten und Schreiben die Materie zu lernen und weniger rezipierend im Vorlesungsstil. Zweitens haben wir Projektstudien und Lernforschung institutionalisiert. Des weiteren haben wir auch die Berücksichtigung der Methoden der mündlichen Geschichte ins Grundstudium integriert. Alle, die bei uns am Institut studieren, werden auch mit den Problemen der oralen Tradition konfrontiert, und ich glaube, da sind wir recht fortschrittlich, oder auf einem guten Weg.

Sonst gibt es keine Lasten. Außer vielleicht der Bürokratie. Ich habe immer gedacht, Bürokratie wäre eine Last der DDR-Vergangenheit, aber die Angestellten der Universität und ich, der ich nun eher ein anarchisches Gemüt bin, finden uns immer wieder in der Verbrüderung gegen die vom Westen aufgeherrschte Bürokratie. Wenn ich nahe der Verzweiflung bin, sagen sie: Wir hatten ja eine gut ausgebaute Bürokratie, aber sowas kannten wir auch nicht.

Eines meiner Ziele, das ich mir gesetzt habe, ist auch, daß ich mich relativ stark um die Umsetzung des Wissens kümmern möchte. Ich habe mir schon öfter Gedanken darüber gemacht, besonders auch über die Art des Schreibens. Wie schreibt man in der Wissenschaft, damit es auch ein größeres Publikum als die eigene Fachrichtung begreift? Ich merke, daß da ein großes Bedürfnis auf Seiten der Studierenden ist und das möchte ich in der Tat pflegen. Einerseits, indem ich selbst entsprechende Übungen anbiete und andererseits, indem ich Leute aus der Praxis an die Universität zu holen versuche, denn das ist mir eigentlich ein großes Anliegen, daß die Mauern, also die Elfenbeintürmischen Mauern, die zwischen Universität und wirklicher Welt aufgebaut werden, etwas abgebaut werden. Es ist recht merkwürdig hier in Berlin: Überall bröckeln die Fassaden, Häuser zerfallen, aber der Elfenbeinturm steht!

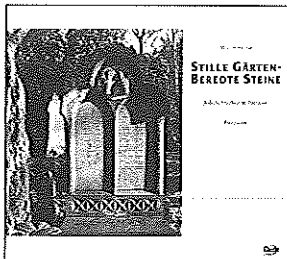
41

Wie gefällt Ihnen Berlin?

Sehr gut. Es ist eine einmalige Situation momentan. Dank des Aufbaus an der Humboldt-Universität und dank des Forschungsschwerpunktes Moderner Orient (der Afrika mit umfaßt). Was hier momentan an Talenten, Wissen und Können versammelt ist, nicht nur über Afrika, sondern auch über andere Länder außerhalb Europas, das ist, denke ich, einmalig in der BRD. Zu hoffen ist, daß daraus was wirklich Produktives wächst und daß das Gespräch, das momentan noch über die engeren Fachgrenzen hinaus stattfindet, nicht abgeblockt wird, sondern weiter blüht. Sie haben hier drei Universitäten, die Leute sind offen für Neues, wagen Neues. Es ist zwar sehr chaotisch, aber dafür nicht festgefahren. Aber das Merkwürdigste an Berlin ist folgendes: Ich komme ja aus einem gebirgigen Land und man weiß, daß Leute, die im Gebirge wohnen, eigentlich eher engstirnig sind, weil sie immer die Talwände vor sich haben. Ich habe jetzt jedoch die Erfahrung gemacht, daß ich in Berlin, das topfeben daliegt, sehr selten den Wunsch habe, zu wissen, was jenseits der Stadtgrenzen überhaupt stattfindet. Man fühlt sich mitten in diesem Geschwür von Stadt sehr wohl und wird eigentlich sehr selbstgenügsam, während das Leben in den Tälern immer wieder zu der Frage führt, was ist wohl hinter jenem Bergkamm? Man möchte wissen, was dort stattfindet. Ich weiß nicht, ob nicht eine tiefere Wahrheit in dieser Beobachtung verborgen ist. Es könnte ja sein – oder was meinen Sie? –, daß die Enge durchaus eng mit Weltoffenheit korreliert, während die Flachheit mit dörflicher Freundlichkeit zusammengeht. Die Berliner möchten so gern aggressiv und schnell sein, sind sie aber alle nicht. Sie sind von einer geradezu dörflichen Betulichkeit. Es ist die Flachheit der Landschaft, die eine gewisse freundliche Enge hervorbringt. Ich fühle mich folglich wie zuhause. Was Berlin im weiteren sehr angenehm macht, ist, daß so viele Fremde hier leben. Es ist noch nicht lange her, da war in Berlin der Black History Month, und was die Leute da auf die Beine gestellt haben, das fand ich begeisternd. Da fühlte man sich afrikanischer Kultur sehr nahe und merkte, daß Afrika nicht nur in Afrika liegt, sondern eigentlich überall ist.



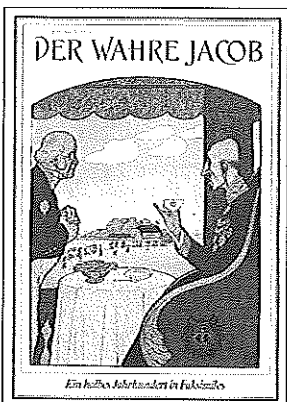
Neu im Herbst 1994



M. Heyne: **Stille Gärten – beredte Steine**
Jüdische Friedhöfe im Rheinland. Fotografien.
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-

U. Achten: **Der wahre Jacob.** Faksimiles
DM 49,80/öS 389,-/sFr 50,80 uRp

W. Albrecht: **Der Sozialistische Deutsche
Studentenbund (SDS)**
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-



M. Andrzejewski: **Opposition und Widerstand
in Danzig 1933 – 1939**
DM 48,-/öS 375,-/sFr 49,-

Archiv für Sozialgeschichte
Band 34 – 1994
Schwerpunkthema: Sozialgeschichte
in Osteuropa
DM 188,-/öS 1467,-/sFr 188,-

M. Buchholz / B. Rother (Hg.):
Der Parteivorstand der SPD im Exil
Protokolle der Sopade 1933 – 1940
DM 98,-/öS 1165,-/sFr 99,-



G. Lange: **Otto Suhr.** Eine Biographie
DM 29,80/öS 233,-/sFr 30,80

J. Langkau/H. Matthöfer/M. Schneider:
SPD und Gewerkschaften
Band 1: Zur Geschichte eines Bündnisses.
DM 19,80/öS 155,-/sFr 20,80
Band 2: Ein notwendiges Bündnis
DM 22,80/öS 178,-/sFr 23,80

A. Maylcha (Hg.): **Auf dem Weg zur SED**
Die Sozialdemokratie und die Bildung einer
Einheitspartei in der Ländern der SBZ
ca. DM 120,-/öS 936,-/sFr 120,-